

Wohnungsprobleme grosser Familien in den USA

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wohnen**

Band (Jahr): **48 (1973)**

Heft 10

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-104293>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Einer Jungengruppe wurde nun ein Film gezeigt, in dem ein Junge mit dem Hund spielte; ein kleinerer Junge stand erst ängstlich abseits, überwand dann seine Furcht, indem er den Älteren nachahmte. Zum Schluss tollten beide mit dem Tier umher. Acht der neun Zuschauer näherten sich nach diesem Zehn-Minuten-Programm dem fremden Schäferhund, streichelten und fütterten ihn.

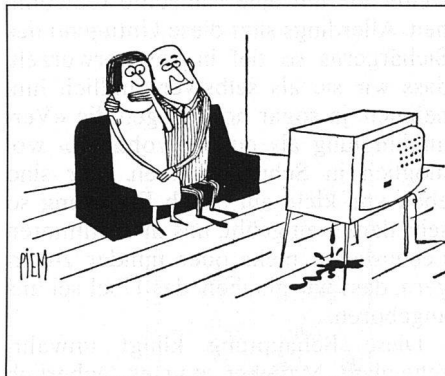
Damit wäre bereits bewiesen, dass Verhaltensweisen mittels (Film-) Fernsehsendungen stimuliert werden können: wie im oben erwähnten Fall positiv. Natürlich ebenso im negativen! Das ist eine Feststellung, die von zahlreichen Untersuchungen erhärtet wird. Schulpsychologen stellen fest: Jungen und Mädchen, die regelmässig Fernsehsendungen mit einem hohen Grad von Brutalität sehen, neigen später zu stark aggressivem Verhalten. Je häufiger brutale Szenen gesehen werden, desto mehr sind Kinder bereit, nicht nur nichts gegen Gewalt zu unternehmen, sondern selbst Gewalt zu gebrauchen.

Wer nunmehr glaubt, dass Brutalszenen nur sehr spärlich gesendet werden, sieht allerdings an der Wirklichkeit vorbei. Wer genauer hinsieht – wie z.B. das «Audiovisuelle Zentrum der Pädagogischen Hochschule Niedersachsens» in Hildesheim – zählt z.B. innerhalb einer Fernsehwoche auf dem Bildschirm 416 Gewaltverbrechen. Dabei gab es 103 Tote, 52 schwere Schlägereien, 27 Schiessereien, 8 Raubüberfälle, zahlreiche Faustattaken, Brandstiftungen, Folterungen, Einbrüche, Plünderungen, Erpressungen, Knebelungen, Bedrohungen aller Art, Entführungen, Freiheitsentzug, brutalstes Vorgehen gegen Frauen und Kinder. Dies alles im sogenannten «Unterhaltungsprogramm»...

Neben dem Fernsehen gibt es selbstverständlich noch andere Wissens- und Unterhaltungsträger. Doch ist ihr Einfluss – gemessen an Fernsehsendungen – eher gering. Professor Heribert Heinrichs, Leiter des Hildesheimer Zentrums, kam zu dem Ergebnis: «Wir können heute sagen: 42 Prozent der Inhalte im Wissen, Denken, Empfinden und Planen eines Kindes zwischen acht und fünfzehn Jahren stammt aus dem Medium Fernsehen».

Eine komplizierte, eineinhalb Jahre dauernde Untersuchungsreihe stellt ausserdem fest, dass bei Kindern, die gegenüber anderen zwanzig Prozent mehr Fernsehsendungen mit durchschnittlich 23 Gewaltakten wöchentlich sahen, die Aggressionsquote um elf Prozent anstieg. Dies in ihrem gesamten Lebensbereich: Schule, Sport, Spiel, Elternhaus. Die Erkenntnis sollte danach eigentlich sein: Mediengewalt macht untauglich für Demokratie, untauglich für partnerschaftliche Ehe – und macht untaugliche Eltern.

Zur Änderung des «Fernsehens» braucht es nicht notwendigerweise grössere finanzielle Mittel. Erste Hilfe könnte vorerst durch eine Verschiebung der Sendezeiten erbracht werden. So beginnt der Familienwettstreit «Spiel ohne Grenzen» meist 21.15 Uhr. Ebenso zahlreiche Lehr- und Forschungsfilme (es ist «Gute-Nacht-Zeit» für Schulkinder). Während vorher «rauchende Colts» abgeblasen oder einige (böse und gute) Menschen zusammengeschlagen



werden. Die Beispiele liessen sich beliebig vermehren. Wahrlich, ein Meisterstück sozialpädagogischer Stümperei!

Es genügt natürlich keineswegs, nur gewaltlose Unterhaltungsprogramme (Dalli-Dalli) auszustrahlen. Vorrangig müssten Programme verbreitet werden, die Zusammenarbeit und sozial vertretbare Lebensweise lehren. Um dies zu erreichen, bedarf es aber der Mithilfe aller: Eltern, Lehrer, Industrie und Regierung. Wenn wir eine Verbesserung der Lebensqualität nicht nur platonisch propagieren, sondern auch ernsthaft anstreben wollen, bleibt uns gar keine andere Wahl. Futurologen besagen nämlich, dass unsere Gesellschaft gerade noch zwanzig Jahre braucht, um der Unmenschlichkeit zu verfallen.

Die gleiche Zeit verbleibt uns demnach auch, um unsere Welt sozialer zu gestalten. Für was entscheiden Sie sich?

Harro Werner

Amerikanische Ärzte warnen mehr und mehr vor den typischen schädlichen Folgen des unbegrenzten Fernsehkonsums, als da sind: Bewegungs- und Frischluftmangel, Reizüberflutung, verkürzte Schlafzeit, hastiges Essen und die übermässige Kalorienzufuhr durch gedankenloses Futtern und Trinken.

Wohnungsprobleme grosser Familien in den USA

In den Vereinigten Staaten haben es grosse Familien besonders schwer, eine geeignete Wohnung zu finden. Die Ursache dafür ist, dass grosse Familien meist nicht genug Geld haben, eine Wohnung zu erwerben, die ihren Bedürfnissen entspricht. Der Städteplaner John A. Christie sagt darüber:

Wir wissen, dass mit zunehmender Grösse einer Familie auch ihr Bedarf an Platz steigt. Grössere Wohnungen kosten aber auch mehr Geld. Das Problem ist, dass das Familieneinkommen nicht unbedingt ebenfalls steigt, wenn die Familie grösser wird. Im Gegenteil: da die Mütter grosser Familien kaum einer Beschäftigung ausser Haus nachgehen können, haben es solche Familien schwer, ihr Einkommen aufzubessern.

In einer sich rasch entwickelnden Grossstadtregion nördlich von Boston, Massachusetts, haben wir eine direkte Verbindung zwischen der Anzahl grosser Familien in einer Gemeinde und beengten Wohnverhältnissen festgestellt. Die untersuchte Region hat etwa eine Viertelmillion Wohnungen und umfasst die Stadt Lowell – ein ehemaliges Zentrum der Textilindustrie, mit dem es seit den 20er Jahren wirtschaftlich bergab geht – und acht kleinere Vorstadtgemeinden.

Eines der Hauptprobleme für grosse Familien ist, dass Unterkünfte, die ihren Bedürfnissen am besten entsprechen, praktisch nur durch Kauf eines Einfamilienhauses oder von Eigentumswohnungen zu bekommen sind. Das allerdings ist bedeutend teurer als eine Mietwohnung in einem Wohnblock. In einer Untersuchung des Wohnungsmarktes, die in dieser Region gerade abgeschlossen wurde, haben wir ermittelt, dass die durchschnittlichen Kosten pro Monat für eine ältere Mietwohnung mit zwei Schlafzimmern im Jahr 1970, einschliesslich Gemeinschaftskosten, 190 Dollar betragen. Der Kaufpreis für eine ebenfalls bereits benutzte Wohnungseinheit mit vier Schlafzimmern betrug im gleichen Jahr 28900 Dollar. Das läuft auf eine monatliche Belastung von etwa 372 Dollar hinaus, wenn man Hypothekentilgung, Haus- und Grundsteuer, Gemeinschaftskosten, Reparaturen und Instandhaltung berücksichtigt. Mit anderen Worten, eine Wohnungseinheit mit vier Schlafzimmern, die käuflich erworben wird, kostet auf den Monat umgerechnet doppelt so viel wie eine Mietwohnung mit zwei Schlafzimmern.